

Hugo Jaeggi: Sekunden wahrgenommener Wirklichkeit

Hugo Jaeggi sieht die Welt auf besondere Weise: Er ist Fotograf, und das intensive Wahrnehmen der Welt um ihn herum sowie das fotografische Umsetzen dessen, was er sieht, ist sein Beruf und seine Leidenschaft. «Ich empfinde die Welt als riesige Bühne, auf der sich ein ständiges Theater abspielt», erzählt er. «Wenn man die Begabung hat, zu beobachten, ist das ungeheuer spannend.» Dabei sind seine Bilder viel mehr als blosser Abbildungen des Realen. Hugo Jaeggi fängt mit seiner Kamera auch das Spürbare ein, das hinter dem Sichtbaren liegt: Gefühle, Assoziationen, Erinnerungen, Unbewusstes. Fotografieren bedeutet für ihn, «Nicht-Wiederholbares, Zurückgelassenes festzuhalten, zu verwandeln und zu zeigen».

Und wenn Hugo Jaeggi seinen «anderen» Blick auf Zelluloid gebannt hat, wenn seine Augen-Blicke in Schwarzweiss auf Fotopapier kondensiert sind, dann können andere Menschen, indem sie seine Fotografien betrachten, einen Moment lang durch die Augen des Fotografen sehen. Und dieser lenkt ihren Blick subtil auf Dinge — und Menschen —, die sie sonst wohl übersehen hätten, weil sie ihnen als unwichtig, als abstossend oder schlichtweg als uninteressant erschienen wären. «Die Faszination der Fotografie liegt darin, etwas, das in der Realität verankert ist, mit einem subjektiven Blick festzuhalten», sagt Jaeggi. Was er seinem Publikum vermittelt, ist dieser bewusste Blick, sind «Sekunden wahrgenommener Wirklichkeit»: über diese hat Hugo Jaeggi gesprochen, als er sich 1998 für den Kunstpreis des Kantons Solothurn bedanken konnte.

Hugo Jaeggi ist für seine Bilder um die halbe Welt gereist; er hat zum Beispiel in Sumatra, Guatemala, Indien, Weissrussland und auch in Afrika fotografiert. Inzwischen aber, sagt er, sei er soweit, dass er nicht mehr nach Sumatra fliegen müsse, um gute Aufnahmen zu machen. «Auch von Banalitäten», sagt der Fotograf, «kann man spannende Fotos machen, indem man Zusammenhänge andeutet, Assoziationen weckt. Ein gutes Motiv muss gar nicht spektakulär sein.» Seine Lieblingsmotive sind dabei, wie er selber sagt, «Menschen am Rande der Gesellschaft, die man nicht sofort in eine Norm einordnen kann». Er hat schon Leprakranke in Indien fotografiert, sterbende Tiere im Schlachthaus oder verstrahlte Kinder in Weissrussland, 12 Jahre nach der Reaktorkatastrophe von Tschernobyl;

und mit dem schwerbehinderten Christoph Eggli setzt sich Hugo Jaeggi schon seit längerer Zeit fotografisch und freundschaftlich auseinander. Trotz seiner brisanten Themenwahl ist der Fotograf aber weder Pessimist noch Voyeur noch Moralist mit Zeigefinger. Seine Bilder inszeniert er subtil, voller Achtung vor dem Individuum, niemals plakativ oder vereinfachend. Er versucht immer, das Wesen des Menschen zu erfühlen, den er porträtiert; ein Freund von ihm, ein Psychologe, hat ihn deshalb einmal als «Psychologen mit der Kamera» bezeichnet, und sicher nicht zu unrecht. «Ich möchte etwas bewirken in der Seele des Betrachters», sagt Jaeggi, «und dazu braucht man ein Gespür für den Menschen, der einem gegenüber sitzt.»

Nicht nur das äusserlich Sichtbare darzustellen, sondern auch Licht auf das komplexe Innere eines Menschen, einer Situation zu werfen: das ist Jaeggis grosses Ziel und seine grosse Begabung. Ihm gilt die Mehrschichtigkeit als wichtigstes Kriterium für eine gelungene Fotografie. «Ich versuche oft, in einem Einzelbild eine ganze Geschichte zu erzählen», erklärt er. «Der Beobachter soll sozusagen in den Bildern umherwandern können.» Das Geheimnis, sagt er, liege darin, dem Betrachter Zusammenhänge zu suggerieren, in ihm Assoziationen zu wecken an eigene Erinnerungen, Traumbilder, Vergangenes, Unterbewusstes. Und weil Hugo Jaeggi nicht auf simple Inhalte und Instant-Moralin abzielt, hat er 1996/97 aus Weissrussland nicht nur Fotos von strahlenkranken Kindern mitgebracht, sondern auch Aufnahmen von Hochzeiten, von Festen, von Menschen also, die weiterleben nach der Katastrophe; Bilder, deren Zukunftslosigkeit einem erst hintergründig bewusst wird. «Die Hoffnung stirbt zuletzt»: so lautete denn auch der Titel (und das Motto) des Projekts. Immer wieder lenkt der Fotograf die Blicke der Betrachter nachdenklich, nicht marktschreierisch, auf vergessene und übersehene Menschen.

1989 ist Hugo Jaeggis Vater gestorben, und er hat ihn fotografiert, den Sterbenden, den Toten. Diese Bilder sind unter seinen bekanntesten überhaupt und so berührend, weil sie mit «fast unerträglicher Offenheit» (Peter Jaeggi in der Neuen Mittelland-Zeitung) zeigen, wie schmerzhaft die Arbeit des Fotografen sein kann und wie wenig voyeuristisch sie sein muss. «Auch den Tod kann man wiedergeben, ohne dem Toten seine Würde zu nehmen», sagt er, und wir sehen es.

Licht-Zeichen

Am Anfang von Hugo Jaeggis Faszination für die Fotografie stand seine Faszination für das Licht. Von seinem Vater ermahnt, einen «richtigen» Beruf zu erlernen, sah der siebzehnjährige Jaeggi in einem Berufsberatungs-Handbuch, neben vielen anderen Illustrationen, das Bild eines Fotografen mit einer grossen Kamera, vom hellen Licht einer Atelierlampe umstrahlt wie von einer Licht-Corona. «Ich habe das Foto völlig fasziniert betrachtet», erinnert er sich heute, «und wusste: ich will Fotograf werden.» Auch heute noch ist das Licht für Jaeggi das Faszinierendste an der Fotografie und mehr als das: es gilt ihm als Inbegriff des Lebens überhaupt. «Ich bin ein Lichtfetischist und ein Sonnenanbeter», gesteht er. Und weil die Faszination des Lichts für ihn stärker und wichtiger ist als die Balance der Farben, fotografiert er im künstlerischen Bereich fast ausschliesslich schwarzweiss. «Ich schaue lichtmanisch», erzählt er. «Wenn ich mich zum Beispiel auf der Strasse mit jemandem unterhalte, beobachte ich ständig das Licht in seinem Gesicht und dessen Wechselwirkungen mit der Physiognomie und der Mimik jenes Sprechers. Manchmal bin ich dann ganz abwesend.»

Von seiner «Fotomanie» versucht Jaeggi indessen etwas Abstand zu gewinnen. Als er jung gewesen sei, erzählt er, habe ihn seine Leica überall hin begleitet, wie ein Skizzenbuch; «ich wollte immer nur mit der Kamera sehen.» Dabei sind viele «Wartezeitbilder» entstanden, Gelegenheitsfotos ohne grosses Konzept oder geplanten Zusammenhang. Inzwischen aber reizt es den Solothurner eher, konzeptuelle, in sich abgeschlossene Arbeiten zu erstellen; «eine starke Arbeit bedingt eine längere Beschäftigung mit dem jeweiligen Thema», begründet er. So gruppiert sich heute der Grossteil seiner Fotografien zu Reportagen oder Porträtserien. Aber immer noch, sagt Jaeggi, quäle ihn das Gefühl, ständig etwas zu verpassen, wenn er die Kamera gerade nicht bei sich habe: «Manchmal macht es mich fast verrückt, mir vorzustellen, was sich gerade jetzt, in diesen wenigen Sekunden alles abspielt.»

Leben kann fast niemand vom künstlerischen Fotografieren. Auch nicht Hugo Jaeggi, in den Worten der Schweizerischen Stiftung für die Fotografie «einer der führenden Neuerer der Fotogeschichte unseres Landes». Also hat er die Garage seines Burgtaler Einfamilienhauses zu einem Atelier umfunktioniert und macht dort kommerzielle Arbeiten, sozusagen als «Brötchenjob». Er lebe, sagt er, ständig im Spannungsfeld «zwischen Kunst und Kommerz» — und fügt in seiner

üblichen Bescheidenheit gleich an: «aber was heisst schon Kunst? Ich sehe mich eigentlich nicht als Künstler.» Das Bild des abgehobenen Künstlers, der sich von der Welt in seinen Elfenbeinturm (respektive seine Dunkelkammer) zurückzieht, passt auch gar nicht zu dem 63jährigen Solothurner. Im Gegenteil: «Das Leben spielt sich draussen ab», und: «Fotografen müssen Allrounder sein», pflegt er zu betonen und schraubt auch schon mal die ganze Wohnzimmerbeleuchtung auseinander oder das Radio, um herauszufinden, was daran kaputt ist.

In den vergangenen Jahren hat sich Jaeggi ausserdem zunehmend damit beschäftigt, sein Wissen und sein Können weiterzugeben. Seit einigen Jahren gibt er an der Berufsmittelschule und der Freien Oberstufenschule Fotoprojektunterricht, und seit seiner Meisterprüfung 1961 hat er rund fünfzehn Lehrlinge und Lehrtöchter ausgebildet. Der beobachtende Blick, die geschärfte Wahrnehmung des Fotografen, sagt er, sei — zumindest teilweise — erlernbar. Das Entscheidende dabei sei, «anders sehen zu lernen, die Dinge bewusst anzuschauen, die man bisher übersehen hat.»

Von Nina Stössinger
Freie Journalistin, Burg im Leimental